

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Angonoka

Heinrich Peuckmann

Kriminalroman

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-942929-70-7

Lektorat: Stefanie Stöhr
Titelbild: Astrid Best

Copyright (2014)
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.lychatz.com

9,95 Euro (D)

1.

Er war erst hierhergegangen, als es schon völlig dunkel war. Jetzt, im beginnenden Herbst, war das gegen acht Uhr. Er brauchte kein Tageslicht, um diesen Ort zu finden, denn er kannte den Weg genau. Obwohl er sicher war, dass sich um diese Uhrzeit kein Mensch an diesen Platz verirren würde, hatte er doch ein paar Mal kurz innegehalten und gelauscht. Nein, es war niemand in der Nähe gewesen und das Rascheln im Gebüsch, das er kurz gehört hatte, musste von einem Tier gestammt haben, das im nächsten Moment verschwunden war.

Vorhin, als er sich über die Hauptstraße genähert hatte, war ein Mann mit einem Hund an der Leine vorbeigegangen. Auch dem hatte er sich nicht gezeigt, sondern sich schnell hinter einen Baum gestellt und den Mann vorbeigehen lassen. Nur der Hund hatte kurz in seine Richtung geknurrte, sich dann aber von einem Geruch im Gras ablenken lassen. Es war wichtig, dass er nicht auffiel und niemand ihn hier sah, der sich später an ihn erinnern könnte.

Jetzt wartete er am vereinbarten Ort, dem Gebüsch am Waldweg, gar nicht weit entfernt von der Hauptstraße. Das war genau der richtige Ort für das, was er vorhatte, denn so konnten sich die anderen schnell mit ihrem Auto nähern, die Sache mit ihm abwickeln und genauso schnell wieder verschwinden.

Auch die sollten ihm nicht ins Gesicht sehen können, deshalb hatte er seine Kappe aufgesetzt und sie tief ins Gesicht gezogen. Das gab ihm zwar einen prolohaften Anstrich, den er sonst um jeden Preis vermied, aber in einer Situation wie dieser ging das nicht anders. Niemand von den anderen sollte ihn erkennen können, wenn sie sich trafen. Er wollte unentdeckt bleiben.

Nach dem letzten Regen war der Boden längst wieder getrocknet, so dass er keine Sorgen haben musste, in ein Matschloch zu treten.

Seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, so dass er die Umrisse der Bäume und Sträucher nicht nur erahnte, sondern immer deutlicher vor sich sah. Gut so, gleich würde es wichtig sein, alles unter Kontrolle zu haben. Und dazu gehörte auch, dass er alles um sich herum sah.

Ja, er war vorsichtig. Das musste er auch sein, denn er wollte mit dem, was er hier trieb, bei niemandem auffallen. Auf gar keinen Fall wollte er das, niemand sollte von seinem Geheimnis wissen. Und bisher war auch alles gut gegangen. Verdammt gut sogar. Er nickte unwillkürlich. Ja, er konnte zufrieden sein. Zufrieden vor allem deshalb, weil er das, was hier geschah, für sein Leben brauchte. Jedenfalls für die Form von Leben, die er für lebenswert hielt. Er wollte es nicht verlieren, dieses Leben, das er seit ein paar Jahren führte. Und ohne die Treffen, die hier stattfanden, würde das nicht gelingen. Ganz aus sich heraus – das würde er

zwar niemals zugeben, aber es war ihm natürlich bewusst – würde er es nicht schaffen.

Trotzdem, jedes Mal, wenn es zur Begegnung kam, war er wieder aufgeregt. So sehr er sich auch anstrengte, er bekam seine Nerven dann einfach nicht in den Griff. Richtig routiniert, merkte er daran, war er immer noch nicht. Aber vielleicht war das auch gar nicht möglich, bei diesen Dingen routiniert zu sein.

Der vereinbarte Zeitpunkt war gekommen, er spürte es, ohne auf seine Uhr mit den Leuchtziffern zu blicken. Er starrte den Weg hinunter zur Hauptstraße, aber von dort näherte sich kein Auto. Überhaupt war alles ruhig, nur ein Vogel schrie plötzlich auf. Wahrscheinlich eine Eule, vermutete er, aber bei diesen Tieren kannte er sich nicht aus. Danach war es wieder totenstill.

Er lief ein Stück weiter in den Wald hinein, weil er spürte, dass er nur durch Bewegung seine Anspannung lösen konnte. Dann drehte er um und ging langsam zurück. Gerade in dem Moment, als er wieder sein Versteck erreichte, bog ein Wagen in den Waldweg ein. Na also, da waren sie ja. Und sogar fast pünktlich.

Wie gebannt starrte er auf die beiden Lampen, die sich langsam näherten. Als einmal kurz aufgeblendet wurde, suchte er Schutz hinter dem Gebüsch, obwohl es unwahrscheinlich war, dass der Fahrer ihn sehen konnte. Aber er wollte, bevor er sich zeigte, sicher sein, dass sie es waren und kein anderer.

Die anderen wollten offensichtlich auch sicher sein, dass sie den Richtigen trafen. Langsam, fast tastend kam der Wagen näher. Das Motorgeräusch war kaum zu vernehmen.

Als der Wagen den Waldrand erreichte, blieb er abrupt stehen. Im nächsten Moment erloschen die Lichter. Die Stille, die jetzt eintrat, war beängstigend. Wie zwei Raubtiere, die sich gegenseitig belauerten, kam ihm die Situation vor.

Dann hielt er es nicht mehr aus, trat aus seinem Versteck, hob den Arm und winkte. Im nächsten Moment blendeten die Scheinwerfer auf und erloschen sofort wieder. Langsam rollte der Wagen näher und hielt kurz vor dem Gebüsch. Er konnte sehen, dass es der verrostete Bulli war, den er schon kannte. Wieder ein Moment beängstigender Stille, dann hörte er, wie eine Autotür geöffnet wurde.

Angestrengt startete er hinüber, um zu sehen, ob jemand ausstieg. Ja, da stand jemand auf dem Weg und kam näher. Endlich erkannte er ihn. Es war der, mit dem er sich schon ein paar Mal getroffen hatte. Nur beim letzten Mal nicht, da war ein deutlich jüngerer Mann gekommen. Der andere hätte etwas zu erledigen, hatte ihm der Jüngere bestellen lassen. Na, dann war das ja inzwischen erledigt.

Er war froh, dass es dieser Mann war, obwohl er den Typen nicht mochte. Das kantige Gesicht war stets unrasiert, in seinem Blick lag etwas Lauerndes. Aber

bisher war alles gut gegangen bei ihren Geschäften, das gab ihm Sicherheit.

Er sah, dass der andere den Korb in der Hand hielt. Der Korb, wegen dem er gekommen war und um den sich alles drehte.

Sie standen einander gegenüber und sagten kein Wort. In den Augen des anderen blitzte es.

„Erst das Geld, dann der Korb“, sagte der endlich.

Er kannte das inzwischen. Der Typ grüßte nicht, wenn sie sich trafen, er verlor auch kein einziges persönliches Wort. Bei ihm war alles auf den Zweck des Treffens ausgerichtet und auf nichts anderes.

Er fand das gut so. Was sollten sie auch groß miteinander reden? Es gab keine Beziehung zwischen ihnen außer jener, weshalb sie hier zusammenkamen. Deshalb brachte es auch nichts, über die Forderung des anderen verhandeln zu wollen. Der Typ würde sowieso nicht darauf eingehen. Also nickte er, griff in seine Jackentasche und holte den Umschlag mit dem Packen Scheine heraus, die er schon vorher abgezählt hatte.

Während er ihm den Umschlag entgegenstreckte, achtete er genau darauf, was der andere machte. Auf jede Bewegung kam es jetzt an, das wusste er. Ja, der Typ streckte ebenfalls den Arm vor und hielt ihm den Korb hin. Also plante er keine Tricks, also würde es laufen wie immer.

Ein Glücksgefühl durchströmte ihn. Ja, die Sache war prima. Sie war gut eingefädelt, sie war lukrativ und vor

allem war sie sicher, sah man von ein, zwei kritischen Momenten ab, die sich beim besten Willen nicht vermeiden ließen. Wie vor allem hier die Begegnung im Wald, die Übergabe. Aber da lief auch diesmal alles glatt, genau wie sonst. Der Typ musste nur noch den Umschlag einstecken, er selbst musste den Korb übernehmen und dann ...

Tatsächlich nahm ihm der Typ jetzt den Umschlag ab, in seinen Augen blitzte es, während er ihn mit zwei Fingern öffnete und einen kurzen Blick hineinwarf. Der Kontrollblick schien ihm zu genügen, denn er nahm keine Scheine heraus, um sie zu zählen. Er schien sicher zu sein, dass die vereinbarte Summe darin war, deshalb ließ er sich bereitwillig den Korb abnehmen.

Jetzt musste auch er kontrollieren, ob alles damit stimmte. Er zog eine kleine Taschenlampe aus der Hosentasche, hob den Deckel hoch und leuchtete hinein. Zuerst glaubte er, sich versehen zu haben. Einmal, zweimal fuhr er mit dem Lichtkegel durch den Korb, dann war er sich sicher.

„Hey, das ist nur die halbe Ladung! Willst du mich verarschen? Bisher habe ich immer das Doppelte für mein Geld bekommen!“

Der andere grinste.

„Diesmal geht es nicht anders, es hat Komplikationen gegeben.“

Er hörte deutlich die raue Stimme mit dem unverwechselbaren Akzent.

„Komplikationen? Was denn für Komplikationen?“

„Komplikationen eben. Welche genau, geht dich nichts an.“

„Das war aber nicht abgestimmt mit mir. Das hätte ich vorher wissen müssen.“

„Dann weißt du es eben jetzt.“

Er war ratlos. Gleichzeitig spürte er, wie sich Ärger in ihm breitmachte. Der andere schien es zu bemerken, aber es beeindruckte ihn nicht. Er war deutlich größer als er, fühlte sich sicher und grinste nur.

„Wenn du die volle Ladung haben willst, musst du noch mal so viel Geld bringen. Dann treffen wir uns morgen wieder hier.“

„Das ist Erpressung.“

Das Grinsen des anderen wurde noch breiter.

„Nenn es, wie du willst, das ist mir egal.“

Verdammt, sein Ärger steigerte sich zur Wut. Es war vor allem die Hilflosigkeit, dem anderen wehrlos ausgeliefert zu sein, die das bewirkte. Von so einem, dachte er dann, ließ er sich doch nicht die Bedingungen diktieren. Nicht von dieser Verbrechervisage und auch nicht von den anderen, die bei ihm mitmachten.

„Dann steige ich eben aus“, rief er. „Dann kannst du zusehen, wie du deine Ware loswirst.“

Jetzt lachte der andere sogar. „Du und aussteigen?“

Mit zwei, drei raschen Schritten kam er auf ihn zu und packte ihn am Kragen. Seine Kappe rutschte ihm dabei in den Nacken und gab das Gesicht frei.

„Glaubst du wirklich, dass das so einfach geht? Dann pass mal auf, was jetzt passiert.“

Mit ebenso raschen Schritten ging er zu seinem Auto und stand im nächsten Moment wieder vor ihm. Er hielt etwas in der Hand, etwas Schwarzes, das er im ersten Moment nicht erkennen konnte. Nein, es war keine Waffe, Gott sei Dank war es das nicht. Aber beruhigen konnte er sich deshalb nicht, denn im nächsten Moment erkannte er, was der Typ da in der Hand hielt. Eine Kamera! Eine große Kamera, mit der man vermutlich gestochen scharfe Fotos machen konnte. Tatsächlich hob er sie jetzt vor sein Gesicht und im nächsten Moment blitzte es. Unwillkürlich riss er den Arm hoch, um sein Gesicht zu verdecken oder wenigstens die Kappe runterzuziehen, aber er wusste natürlich, dass es vergeblich war. Der andere hatte ihn fotografiert. Als er die Hand wieder senkte, blitzte es noch einmal.

Der andere starrte jetzt auf das Display, drückte einen Knopf und lachte.

„Du siehst gut aus“, sagte er, „nein wirklich, du bist prima getroffen. Sogar beide Male. Willst du mal sehen?“

Nein, er wollte es nicht sehen. Er wollte überhaupt nicht, dass die Situation hier so weiterging. Er wollte weg hier, so schnell wie möglich.

„Was glaubst du, wie viele Leute sich für so ein Foto interessieren dürften? Du, wunderbar getroffen und dann noch mit dem Korb in der Hand.“

Er kam einen Schritt auf ihn zu.

„Ich könnte mir viele vorstellen, die sich dafür interessieren. Die Polizei zum Beispiel, aber auch dein Chef. Und vielleicht auch deine Frau. Oder weiß die davon, was du hier treibst?“

Wieder zeigte er sein überhebliches Grinsen.

„Vermutlich weiß sie es, denn es sind ja genug Spuren in deinem Haus zu finden.“

Verdammt, was wusste der von seinem Privatleben? Es war nicht ausgemacht, dass er und seine Leute darin herumschnüffelten. Die Dinge sollten getrennt bleiben. Sein Privatleben hatte nichts mit dem zu tun, was er hier machte. Oder fast nichts. Jedenfalls durfte niemand von diesen Treffen erfahren, niemand! Um Gottes willen, wenn das doch geschähe, wäre alles aus. Sein ganzes Leben hing daran, dass es nicht rauskam. In ihm tobte eine Wut, wie er sie noch nie gespürt hatte.

Er blickte sich um, als könnte der Wald ihm einen Hinweis darauf geben, was er jetzt tun sollte. Ein lächerlicher Gedanke, wie er selber fand, bis er plötzlich den Ast neben dem Weg entdeckte. Einen Moment lang zögerte er noch, dann wunderte er sich selbst, wie schnell er ihn in der Hand hatte.

Nein, seine Begegnungen durften auf keinen Fall bekannt werden. Er musste alles tun, um sie geheim zu halten. Deshalb musste er die Kamera haben und die Speicherkarte verschwinden lassen, damit niemand an die Fotos herankam. Etwas anderes zählte jetzt nicht.

Der Typ vor ihm grinste jetzt nicht mehr, sondern blickte ihn mit großen Augen an. Offensichtlich hatte er kapiert, was passieren würde.

Er holte aus und schlug so fest zu, wie er nur konnte. Der andere hatte erst im letzten Moment versucht, sich wegzuducken, aber da war es zu spät gewesen. Mit voller Wucht traf er ihn am Hals.

„Gib die Kamera raus, verdammter Kerl! Was fällt dir ein, mich zu fotografieren!“

Der andere keuchte, griff mit der rechten Hand zum Hals, hielt mit der linken die Kamera fest und begann zu schwanken. Nach vorn, nach hinten, bis er plötzlich zur Seite wegnickte und mit lautem Stöhnen auf den Weg fiel. Auch jetzt ließ er die Kamera nicht los.

„Du sollst sie mir geben, verdammt noch mal! Hast du nicht gehört?“

Der andere reagierte nicht darauf. Er ließ jetzt seinen Hals los, stützte sich mit der freien Hand ab und begann, sich zu erheben.

Er müsste ihm die Kamera wegreißen, dachte er. Dazu müsste er aber an ihn herantreten, sich bücken und ihm die Kamera wegnehmen. Aber der Kerl hatte Bärenkräfte. Was wäre, wenn der mit seiner freien Hand zupackte, ihn festhielt und fertigmachte. Dann käme er nie an die Fotos, dann wäre alles verloren, was er sich aufgebaut hatte in all den Jahren. Nein, er durfte ihm nicht zu nahe kommen, er musste Abstand wahren und noch einmal ...

Der zweite Schlag traf den Typen genau an der Schläfe. Mit einem Seufzer kippte er zur Seite und ließ endlich die Kamera los. Er bückte sich schnell und riss sie an sich. Dann blickte er sich um. Nein, es war niemand in der Nähe, der mitbekommen hatte, was hier passiert war. Auch die Stille, die jetzt eintrat, verriet ihm das. Er war allein hier, niemand hatte ihn bei seiner Tat beobachtet.

Aber jetzt musste er weg von hier, so schnell wie möglich.

Der Kerl lag ausgestreckt auf dem Waldweg. Ob er tot war? Ach was, so leicht stirbt ein Mensch nicht. Er blickte sich um. Der Bulli, ja, der musste weg. Der könnte etwas von dem verraten, was hier stattgefunden hatte. Besser, er verwischte alle Spuren, so gut es ging. Er griff nach dem Korb, erwischte den Griff aber nicht richtig, so dass er auf den Boden fiel und der Deckel sich öffnete. Verdammte, er sollte sich besser im Griff haben. Nervosität half jetzt nicht weiter. Schnell machte er den Korb zu und stellte ihn auf den hinteren Sitz des Bullis. Gott sei Dank, der Schlüssel steckte im Zündschloss. Die Kamera hielt er noch immer in der Hand, sie war jetzt das Wichtigste. Dann blickte er sich noch einmal um. Hatte er etwas vergessen? Ja, den Ast! Den müsste er auch verschwinden lassen, auch er könnte eine Spur sein. Er müsste ihn ein Stück des Weges mitnehmen und dann irgendwo unterwegs rauswerfen, wo er niemandem auffallen würde. Das wäre am einfachsten.

Sein letzter Blick ging zurück zu dem Mann, der noch immer bewegungslos auf dem Waldweg lag. Sollte er hingehen und kontrollieren, was mit ihm los war? Nein, besser nicht. Er konnte jetzt sowieso nichts mehr für ihn tun. Wichtig war nur eins, nämlich zu verschwinden, und zwar so schnell wie möglich. Sollte der Typ sich selber helfen, wenn er sich von den Schlägen erholt hatte.

Er sprang in den Bulli, legte die Kamera auf den Beifahrersitz, den Ast daneben und drehte den Schlüssel im Zündschloss. Der Wagen sprang an. Vorsichtig setzte er zurück und fuhr langsam, sehr langsam rückwärts über den Feldweg, weil er hinter sich nichts sehen konnte.

Ich muss den Wagen nur gerade halten, dachte er, bis zur Hauptstraße macht der Weg keine Kurve. Auf diese Weise lande ich nicht im Feld.

Einmal bremste er kurz und fuhr wieder ein Stück vor, weil er das Gefühl hatte, den Wagen neu ausrichten zu müssen.

Endlich erreichte er die Hauptstraße, erst jetzt stellte er das Licht an. Gott sei Dank fuhr kein Auto vorbei. Er schlug den Lenker nach links ein und kam so direkt in Fahrtrichtung. Nach zwei-, dreihundert Metern merkte er, dass sich sein Puls beruhigte. Seinen eigenen Wagen hatte er in weitem Abstand zum Treffpunkt geparkt. Er würde ihn holen, wenn er den Bulli entsorgt und den Ast weggeworfen hatte. Dann würde er seine Ladung dahin bringen, wohin sie gehörte. Die

Hälfte war besser als gar nichts. Er drehte sich um und blickte auf den Rücksitz. Ja, da stand der Korb. Ein einfacher, alter Flechkorb. Aber wertvoll. Und wie wertvoll er war durch das, was sich darin befand!

Nach gut einem Kilometer kam ihm zum ersten Mal ein Wagen entgegen. Ein Mann saß darin, der das Licht im Innern des Wagens angeschaltet hatte. Als er an ihm vorbeifuhr, sah er, dass der Mann eine Karte auf seinen Oberschenkeln ausgebreitet hatte und abwechselnd auf die Straße und dann wieder auf die Karte blickte. Ein Fahrer, der sich nicht auskannte, vermutete er, und der am späten Abend nach etwas suchte. Na ja, sollte er, was ging es ihn an?

Er gab Gas und atmete tief durch. Er hatte das Beste aus dem gemacht, was heute passiert war, dachte er.

2.

Als am Montagnachmittag das Telefon klingelte, überlegte Bernhard Völkel einen Moment lang, ob er abnehmen sollte. Er hatte sich in den letzten Wochen angewöhnt, auf Anrufe nach Lust und Laune zu reagieren. Es gab in seinem Leben nichts, das von besonderer Wichtigkeit, geschweige denn von Bedeutung war, deshalb konnte er tun und lassen, was er wollte. Zum Beispiel konnte er das Klingeln des Telefons überhören. Schließlich griff er aber doch zum Hörer.

„Hallo, hier ist Jürgen!“, hörte er eine Stimme.

Welcher Jürgen, dachte Völkel und kam im selben Moment darauf, als die Stimme ihn aufklärte.

„Jürgen Wolter.“

Klar, Jürgen Wolter, wer sonst? Sein ehemaliger Kollege, mit dem zusammen er bei der Dortmunder Kripo gearbeitet hatte. Allerdings nur die letzten zwei, drei Jahre, denn Wolter war lange Zeit Bezirkspolizist im Dortmunder Norden gewesen, dem Problembereich der Stadt mit Bewohnern aus aller Herren Länder. Wolter hatte die schwierige Arbeit gern gemacht, er liebte das bunte, manchmal chaotische Leben in diesem Stadtteil, kannte alle möglichen Leute und hatte der Kripo bei schweren Fällen manchen guten Tipp gegeben. Zuletzt war aber auch er aufgerieben gewesen und in den Innendienst versetzt worden. Dort hatten sie Büro an Büro gearbeitet und nach Völkels Pensionierung den Kontakt nie ganz abreißen lassen.

„Hallo Jürgen, was gibt's?“

„Ich habe was mit dir vor“, antwortete Wolter geheimnisvoll.

Oh Gott, was hatte das jetzt zu bedeuten? Überraschungen liebte Völkel auch nicht mehr, sie lösten jedes Mal Unruhe in ihm aus. Das war die Eigenschaft, an der er am deutlichsten spürte, älter geworden zu sein.

„Du bist doch ein Tierfreund“, fuhr Wolter fort, „und hast Ahnung von exotischen Tieren.“

Seit wann habe ich Ahnung von exotischen Tieren, fragte sich Völkel. Er ging gerne in den Dortmunder Zoo, sah sich dort die Tiere an, aber Ahnung, richtig Ahnung von Tieren hatte er deshalb noch lange nicht. Wie kam Wolter bloß auf so eine Idee?

„Ich weiß jetzt nicht, wie du das meinst“, antwortete er deshalb.

„Na, hör mal! Neulich, als wir bei dir zum Skat waren, hat man dir doch die Liebe zu diesem Tier im Käfig deutlich angesehen. Richtig stolz bist du gewesen, als du es uns gezeigt hast.“

Ach, das meinte Wolter, jetzt verstand Völkel ihn. Ja, beim letzten Skat mit Wolter und Hugo, einem Freund aus seiner Stammkneipe, hatte er noch sein Pfllegetier gehabt. Das Terrarium hatte auf dem Sideboard gestanden. Und wenn Wolter den Eindruck gewonnen hatte, dass Völkel Ahnung von Tierhaltung hatte und Stolz darauf verspürte, war das gar nicht so falsch. Genau den Eindruck hatte er bei seinen Freunden erwecken wollen, als er die Skatrunde ausrichtete. Sie sollten glauben, dass er froh war, dieses Tier in seiner Wohnung zu haben, dabei sah es zu der Zeit in seinem Innern längst anders aus.

Es war nämlich gar nicht sein Tier gewesen, das er ihnen gezeigt hatte, sein Enkel Patrick hatte es ihm gebracht. Und auch dem gehörte es nicht, sondern er hatte es nur für vier Wochen zur Pflege übernommen. Von sich aus wäre Völkel nie auf die Idee gekommen, so

ein Tier zu halten. Aber da waren ganz unverhofft seine Tochter Kathrin und Patrick gekommen. Völkel hatte vom Fenster aus beobachtet, wie der Wagen unten hielt, wie die beiden ausstiegen, den Kofferraum öffneten und zu seiner Überraschung einen großen, gläsernen Kasten herausholten. Er hatte noch gesehen, wie sie darum stritten, wer ihn tragen durfte, aber Kathrin hatte nicht geduldet, dass Patrick das übernahm. Der Kasten war auch viel zu groß für seine kurzen Ärmchen.

Kurz darauf standen sie in seiner Wohnung und Völkel wusste gar nicht, wen er zuerst anschauen sollte. Patrick, der mit seinen inzwischen sechs Jahren wieder ein Stückchen gewachsen war, oder Kathrin, die ihn genervt, fast aggressiv anblickte. Völkel fragte sich unwillkürlich, was er denn verbochen hatte. Oder was es mit diesem merkwürdigen Tier in dem Terrarium auf sich hatte, das Kathrin einfach auf den Boden stellte. Eine sandfarbene Echse befand sich darin, wie er sie bisher nur aus dem Zoo kannte.

Nanu, was hatte das denn zu bedeuten? Und dazu Kathrins Gesichtsausdruck!

Er entschloss sich, erst mal keine Fragen zu stellen und die beiden in den Arm zu nehmen. Bei Kathrin glaubte er, eine leichte Abwehrhaltung zu verspüren.

Schön, dass ihr mal wieder zu mir kommt, wollte er gerade rufen, aber Kathrin ließ ihm keine Zeit dazu.

„Patrick, geh mal in Opas Arbeitszimmer! Du weißt ja, wo da deine Spielsachen stehen.“